

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

1.11.1931 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 44



1. Nov. 1931

Gottlieb Graef / Tod und Sterben

Befremdung.

Wer des Todes Nacht
liebend erschaut,
wem sie ihr tief
Geheimnis vertraut.
In des Tages eitlen Wänden
bleibt ihm ein einsig Sehnen,
das Sehnen hin
zur hellen Nacht.

Richard Wagner.

Die Urwala kündigt: „Alles, was ist, endet.“ Dem Leben aller organischen Wesen, ja selbst der Existenz der Himmelskörper ist von der Natur ein Ziel gesetzt. Auch den Menschen erwartet am Ende seines Erdenwallens der Tod. Im Grund ist alles Leben nur ein allmähliches Verzehrwerden, ein langsame Sterben. So alltäglich, selbstverständlich und unabänderlich nach dem ganzen Lauf der Natur und dem Gesetz der Hinfälligkeit alles Bestehenden dieser Vorgang ist, so hegen infolge des angeborenen Selbsterhaltungstriebes die Menschen je nach ihrer Eigenart doch eine mehr oder weniger große Angst vor dem Aufhörenmüssen, dem Nichtmehrsein. Das Leben aufgeben mit allen seinen Freuden, die Vernichtung der eigenen Persönlichkeit, sterben, zerfallen in Staub und Asche ist ihnen ein entsetzlicher Gedanke. Sie fürchten das Nichtsein wie die Kinder das Finstere und haben in ihrer hohen Selbstbewertung kein Verständnis für die Achillesworte: „Auch Patroklos ist gestorben und war mehr als du!“

Einem gütigen Geschick und der mir von Natur aus anhaftenden Nachseite der Romantik danke ich das frühzeitig erwachte Bedürfnis, diesem angeblich Schrecklichsten der Schrecken allezeit eine freundliche und poetische Seite abzugewinnen. Vornehmlich ist es die göttliche Ruhe und ehrfurchtgebietende Majestät des Todes gewesen, die sowohl auf mein infolge angeborener Nervenschwäche ruhebedürftiges Gemüt stets beruhigend wirkte, als auch die Einbildungskraft des Knaben mächtig anregte und ihr Freund Hein keineswegs schrecklich erscheinen ließ. Einer Beerdigung, bei der ich jeweils als Singbub mitzuwirken hatte, brachte ich immer ein ungleich größeres Interesse entgegen, als einer Hochzeit oder einer Kindtaufe. Es blieb nie ohne tiefen Eindruck, wenn sich am offenen Grab die Worte vernehmen ließen: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“ Nicht minder ahnte ich bei der Berufung „Tod, wo ist dein Stachel, Grab wo ist dein Sieg?“ die Größe des Triumphs, wenn der Mensch mit unerschütterlicher Ruhe seinem letzten Stündlein entgegenzusehen vermag, unbekümmert darum, was die finstere Todesnacht ihm auch für Gedanken macht. Die feierlichen, heilige Schauer des Todes weckenden Grabesklänge der Kirchenorgel am Charfreitag nachmittag ergriffen mein Knabenherz mächtiger als die Jubelweisen am Auferstehungsmorgen. Ja, es hat mich der Tod besonders lieber Menschen trotz bitterem Schmerz und tiefer Trauer nicht selten schon in eine dithyrambische, ins Ueberweltliche erhobene Feierstimmung versetzt, wie solche auch aus den gigantischen Totenklagen Isoldes und Brünnhildes in sieghafter Erhabenheit herauströmt. Außerdem half der angeborene Hang zum Alleinsein dazu, das Leben nicht allzu hoch zu bewerten, als vielmehr mich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen gemäß den Worten Byrons „Und lernen Leben in Gesellschaft wir, ist Einsamkeit es, die uns sterben lehrt“.

Jene frühzeitigen Eindrücke und Neigungen kann ich nicht hoch genug schätzen, denn von ihnen ist mein erstes philosophisches Denken ausgegangen, sie haben einen Teil des Grundes zur künftigen Lebens- und Weltanschauung gelegt: Meditatio mortis optima philosophia. Noch heute besuche ich gern die Ruhestätte der Toten und empfinde dabei in Andacht den wohlthuenden Frieden, in dem die vordem so unruhigen Herzen der hier Schlummernden miteinander vereinigt sind. Wenn ich zu Beerdigungen jetzt nicht mehr so gern gehe wie früher, so sind daran die leidigen, lobhudelnden, meist unwahren und überschwenglichen Reichenreden sowie die unerquicklichen, in neuerer Zeit immer stärker hervortretenden vereinsameischen Beigaben schuld.

Obgleich ich mich bei Betrachtung der Schönheiten der Natur und der Unermesslichkeit des Weltalls sowie beim Genuß geistiger und künstlerischer Schöpfungen begabter Menschen immer erhoben fühle und auch hinsichtlich meiner äußeren Verhältnisse im Vergleich mit vielen unglücklichen Nebenmenschen keinen eigentlichen Grund habe, mit dem Schicksal unzufrieden zu sein, hat mich sowohl die aus der Gegenüberstellung der mir beschiedenen Freuden und Leiden, der Erfüllung und Vernichtung gehegter Pläne und Hoffnungen gewonnene Unterbilanz, als auch der ständige Anblick der Brutalität und Ungerechtigkeit des Erdenbaleins überhaupt, der allgemeinen Not und des Jammers der gemarterten Menschheit, sowie die aus alledem gewonnene Erkenntnis der Eitelkeit des irdischen Strebens, der Unbeständigkeit alles Erdenglücks und der Unmöglichkeit vollständiger Erlösung aus den irdischen Banden und aus der Macht des mitteilungslosen Schicksals, hat mich alles dies den Wert des Lebens gering schätzen gelehrt. Denn wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!

Diese Erkenntnis hat mit den Jahren eine wachsende Sehnsucht nach Erlösung von der irdischen Not wachgerufen, nach Befreiung von allem, was die Welt uns vorgaukelt und womit sie uns ständig in Unruhe hält, nach absoluter Ruhe, gänzlicher Bewußtlosigkeit und ewigem Frieden. Das Licht, wann löst es aus? Wann wird es Nacht im Haus? Der Tod erscheint mir daher als Freund und Erlöser, der dem Lebensmüden das Glücklein läutet. Keineswegs ist er, wie viele meinen, das größte, sondern das Ende aller Uebel und der Anfang der Ruhe, wie auch Epiktet seine angebliche Furchtbarkeit allein der fürchterlichen Vorstellung, die wir uns von dem ohnmächtigen Gespenst machen, zuschreibt. In Prometheus, Jokaste, Antigone und Sokrates triumphiert der hellenische Genius über die Schrecken individueller Vernichtung in dem Bewußtsein, daß Menschenwille noch stärker ist als der Tod. In der Apologie nennt derselbe Sokrates den Tod, sofern er wie ein traumloser Schlaf ohne Empfindung und Bewußtsein ist, einen wunderbaren Gewinn, besser als die schönsten Tage des Lebens. Die feinsinnigen alten Griechen dachten sich ihn denn auch als schönen Jüngling, als milden Genius, als den Bruder des Schlafs, mit gesenkter Fackel, und der Buddhismus als anmutigen Lautenspieler, der mit Liedern die Menschen lockt, nicht aber als das scheußliche sensenbewaffnete Totengerippe der mönchisch-christlichen Vorstellung. Wenn greift es nicht mächtig ans Herz, wenn der sieghaft sterbende Sokrates im Angesicht des Todes, der ihm die Genesung von der Krankheit des Erdenlebens, d. i. von allem Uebel gewährleistet, seinen Freunden zuruft: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig!“, das übliche Dankopfer der Griechen nach der Genesung von einer Krankheit. Sophokles geht noch weiter, wenn er aus der Oedipusstraßabdie die Folgerung zieht: „Nicht geboren zu werden ist das Beste, das Zweite aber, ist man geboren, eilends

wieder von Hinnen zu gehen, zurück, woher man gekommen.“ Nach Herobot pflegten die Thrauser, ein thrakischer Volksstamm, den Eintritt der Neugeborenen ins Leben mit Trauerkundgebungen, den Tod eines Angehörigen dagegen mit Freudenbezeugungen zu begrüßen. Im gleichen lebenverneinenden Sinn äußert sich selbst der Koseleth: „Da pries ich die Toten, die längst gestorben, vor den Lebendigen, die bis dahin noch lebten. Glücklicher aber als beide ist der, der bis dahin nicht gewesen“, sowie „der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt“. Nicht mit Unrecht bezeichnet Schopenhauer die Welt als etwas, das besser nicht wäre, und das menschliche Leben als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts, als ein Geschäft, dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt. „Was soll uns denn das ewige Schaffen! Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere. Drum besser wär', daß nichts entstände.“ Ewiger Schlaf, wie der der Wala und ihrer schicksalsspinrenden Töchter, nachdem des Urgeistes ewiges Seil zerrissen, dünkt mich das schönste Los.

Neben der Unfähigkeit der meisten Menschen, den Gedanken eines schließlichen Aufhörens des lieben eigenen Ich, der „schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins“, zu fassen, entspringt die Furcht vor dem schwarzen Fürsten der Schatten auch noch dem Gedanken an einen mehr oder weniger schmerzhaften Todeskampf. So wünschenswert ein schmerzloses Sterben, ein stilles Erlöschen des Lebenslichts, ein Hingehn wie das Abendrot auch ist, müssen wir doch, wie der in die Schlacht schreitende Krieger, schon in den Tagen der Gesundheit unsre Rechnung gefaßt auf ein etwaiges Ringen unsrer Natur mit dem Tod einstellen, wie wohl auch in solchem Fall das Bewußtsein des Sterbenden meist schon erloschen ist. Denn in der großen Mehrzahl der Fälle erweist sich die Natur dem Sterbenden barmherzig. Indem sie die Tätigkeit des Gehirns schon vor dem Absterben des Körpers ausschaltet, erleichtert sie das Scheiden und läßt ihr Kind ohne Schmerz und Bewußtsein in ihre Arme gleiten, was sich äußerlich in dem friedlichen Gesichtsausdruck der meisten Verstorbenen kundgibt. Auch Lessing entkleidet das Sterben seiner Schrecken in den Worten: „Tot sein hat nichts Schreckliches; und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Todsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben.“ Die Todesfurcht ist aber nicht zum geringsten auch eine Frucht unsrer Kultur sowie der kirchlichen Lehre vom jüngsten Gericht und von den den Sünder erwartenden Höllenstrafen. Naturvölker und Kinder kennen sie nicht.

Wichtiger als die Sorge um das Drüben ist, daß wir Menschen uns beizeiten mit dem Gedanken an unser schließliches Ende vertraut machen, unsre Seele von den klammernden Organen des Irdischen loslösen und uns wappnen gegen die vermeintlichen Schrecken des Todes, um nicht wie der kleinmütige Holzhacker bei Erscheinen des herbeigerufenen höhlängigen Senfmannes zu verzagen, zu knieen und ihn verlegen um seine freundliche Mithilfe beim Weitertragen unserer Lebensbürde zu bitten. Nicht minder kläglich ist der Fall, wenn ein sonst frei

denkender Mann im letzten Stündlein aus reiner Höllenangst plötzlich klein beigibt und zur Rettung des Seelenheils sich noch schnell mit dem Himmel auseinandersetzen will. Das müßte wahrlich ein merkwürdiger Gott sein, der sich von einem alten Sünder, wenn diesem das Wasser an den Hals geht, noch im Handumdrehen durch einige nichtsagende Formalitäten herumbringen ließe. Auf den geistesstarken Mann soll in der Sterbestunde das Wort Dvids zutreffen: „Seinem Leben entsprach ganz und gar auch sein Tod.“ Jenen Schwachmütigen können höchstens mildernde pathologische Umstände zugebilligt werden. Deshalb sollte man Sterbende, zumal wenn sie ihrer Vernunft nicht mehr mächtig sind, mit Versuchen einer sogenannten Befehrung verschonen und ihnen nicht durch mitleidslose Vereinnahmung von Geistesängsten die Todesstunde furchtbar gestalten. Wir müssen nach Seneca unser Leben damit zubringen, sterben zu lernen, oder nach Platon das Gespenst des Todes täglich beivören, bis wir es bannen, d. h. uns zur Verneinung des Willens zum Leben, zum Aufgeben des Interesses an dem Fortbestand untrer Individuen im Erscheinen durchdringen, um im gegebenen Fall furchtlos den Pforten zu nahen,

Vor denen jeder gern vorüberschleicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantastie zu eigener Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die Hölle flammt;
Zu diesem Schritt uns heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzuschießen.

Unverzagt, ohne Trauer und ohne Verzweiflung erblicken wir dann im Erscheinen des großen Unentrinnbaren nichts andres als die folgerichtige Erfüllung eines Naturgesetzes, wie beim Eintritt der Nacht und des Winters. Dann werden wir mit der Euphrosia, der ungetrübten Gemütsruhe und vernünftigen Ergebung des griechischen Weisen, und mit dem ungestörten Gleichmut der betagten Lebenslatten reisefertigen Erväter des Alten Testaments ohne Bangen durch des Todes Thor in das Reich der Schatten eingehen, werden wir unser Ende wie Wotan „froh und freudig wollen“. Der Todesvorstellung Herr sein, Todesbereitschaft, Bezwingung des Zeitlichen mit der Idee des Ewigen, ist höchste Lebenskunst. So konnte auch Blücher unmittelbar vor seinem Tod zu Kostiz noch die stolzen Worte sprechen: „Sie haben manches von mir gelernt; jezt sollen sie auch noch lernen, wie man in Ruhe stirbt.“ Veräumen wir nicht, diese Ruhe und Gelassenheit der Seele ernstlich anzustreben, um solchermaßen jenseits alles irdischen Seins und Wünschens, des Niewieder-Erwachens sicher, im weiten Reich der Weltennacht göttlich ewiges Urvergessen zu trinken und damit jenes Friedens teilhaftig zu werden, der höher ist als alle Vernunft.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schlafert,
Der Tag hat mich müd gemacht. (Heine.)

Rolf Ley / Die badische Brigade im Feldzug gegen Rußland 1812

(Nach den Briefen und Aufzeichnungen des damaligen Capitains von Zech vom 1. Infanterie-Regiment Großherzog.)

II.

Diese günstigen Verhältnisse sollten sich aber bald ändern, als die Truppen über Kowno herauskamen. „Nur in Wilna, Minsk, Orza und Dumbrowna fanden wir Häuser, die aus Mauerwerk bestanden. Sonst gibt es nur elende Holzbaracken, in denen eine Art von Waldhassen, die Menschen sein wollen, zusammen mit Vieh und unsäglich schmutzigen, halb geräuchernten Kindern hausen. Jedes Haus hat nur einen Raum, der zudem noch gewöhnlich zur Hälfte von einem gemauerten Monstrum eingenommen wird, das als Ofen und Küche dient. Statt Fenster nur ein paar Löcher, statt Kleider schmutzstarrende Fellen.“

Dazu kam noch, daß sich die Bande der Mannszucht in vielen Truppen der Armee schon bedenklich gelockert hatten. „In einzelnen, mitunter auch sehr zahlreichen Haufen, eilten eine Unmenge zurückziehender Soldaten ohne Marschroute wegen leichter Verwundung oder unter dem Vorwande derselben ungehindert der Heimath zu. Diese Willkühr wurde durch keine Maßregel der militärischen Polizei gehemmt, obgleich die Route von Wilna bis Smolensk mit Commandanten besetzt war. Der Grund lag in dem Mangel an Lebensmitteln, den Strapazen außerordentlich angestrengter Märsche, der Gleichgültigkeit gegen Verwundete und Kranke und diejenigen, welche hordenweise ihre Reihen verließen. In allen, von der Straße etwas entfernt liegenden Ortschaften und Höfen fand man Soldaten, welche schon beim Vorrücken der Armee zurückgeblieben waren und bey den Einwohnern, denen sie sich als Sauegarden anboten, gute Aufnahme gefunden hatten. Je mehr man im 9. Corps Gelegenheit hatte, diese warnenden Zeichen zu sehen, desto eifriger bemühte man sich auch, dem Eintritt einer ähnlichen Lage entgegen zu arbeiten. Auf einem Wege von 170 Stunden haben über 10000 in allen Graden der Verwesung herumliegende Pferdecadaver uns einen unbeschreiblichen Nasen- und Augenichmans geboten. Auch diese mögen noch zur Verbreitung der Krankheiten bei-

getragen haben. In den Spitälern von Kownow, Wilna, Minsk, Orza und Dumbrowna, deren Einrichtung durchweg sehr schlecht war, mußten eine Menge von Kranken zurückgelassen werden. Die Artillerie war genötigt, an allen diesen Orten theils Cannonen, theils Munitionsmagen stehen zu lassen, und konnte dennoch bey ihrer Ankunft in Smolensk die Letzteren nur noch mit 4 Pferden bespannen.“

Am 28. September wurde Smolensk erreicht. „2 Stunden vor der Stadt trafen wir ein Bivouaque, bey dem die Ueberreste von zertrümmerten Wagen, zerrissene Montierungsstücke und halbverfaulte Leichen noch als Spuren eines Gefechtes lagen. Von Smolensk ist der größte Theil abgebrannt, der Rest geplündert und verwüstet. In einem zum Theil noch in Flammen stehenden Hof fand ich in einer Ecke ein verbranntes Gerippe, die Knochenhände noch vor den Totenschädel gedrückt. Dem Neukeren nach ein Blessirter, der sich nicht mehr helfen konnte. Von der hölzernen Vorstadt ist der größte Theil abgebrannt, hinter den Häusern findet man große Gruben, in denen die Toten zu Haufen ungedeckt liegen. Da haben sich fünf Leichname in den Haaren gefaßt und sind so streitend in den dauerhaften Frieden hinübergeschlummert, der ihnen hier nicht werden konnte. In den Brunnen liegen überall Tote, die das Wasser verpestet. Wir müssen es daher von weit her holen. Alle Einwohner sind geflüchtet, nur in einigen Kellergewölben haben sich Marquetenders und Juden eingenistet, und verkaufen, was sie von den Plünderern für ein paar Gulden an sich gebracht haben, zu ungeheuren Preisen. Täglich werden in den Spitälern 3 oder 4 Wagen mit Leichen beladen und dann in irgendeine Vertiefung geworfen, wo schon Hunderte liegen. Niemand denkt daran, sie zu bededen, und so verwest alles unter freiem Himmel, oder wird von den Hunden, Raben oder Wölfen gefressen. Ueberall in den Straßen liegt crepiertes Vieh herum, das niemand weg-

schafft. Wollte Gott, wir würden bald aus diesem wüsten Leben erlöst, denn wenn uns der Himmel nicht noch dieses Spätjahr Frieden schenkt, werden durch Mangel, Verfall der Kräfte und die harte Jahreszeit sicherlich viele zu Grunde gehen. Der Großherzog trägt zwar viel Sorge um das Corps, und durch die Fürsorge des Generalstaabs um entkräftete und marode Leute werden uns viele Menschen erhalten. Nur mit vielen Schwierigkeiten konnte die Brigade dazu gelangen, mit Hilfe der Mittel, welche sie in ihrer eigenen Ausrüstung fand, ein Local zur Aufnahme ihrer Kranken nothdürftig einzurichten, ein halbzerrücktes Haus, dessen Luft wenigstens nicht, wie jene der sogenannten Spitäler, verpestet war, und sie dort durch eigene Aerzte zu versorgen."

Zimmerlin gab der etwa 2 Wochen dauernde Aufenthalt in Smolensk den Truppen die Gelegenheit, ihre Bekleidung wieder in Stand zu setzen. „Du glaubst garnicht“, schreibt Zech am 2. October an seine Frau, „wie einem nach so langem Marsche die Ruhe gut tut. Zuerst wurde eine Suppe von Deinen Bouillontafeln gekocht, dann setzte ich mich mit St. Obermüller hin und fing an, Cose zu filtrieren, den wir mit der größten Behaglichkeit hinunterschürften. Ein paar Pfeifen Tobak und eine lange Unterhaltung über unser liebes Carlruhe waren die Würze unseres Frühstückes."

Während dieser Zeit ging allen Regimentern ein Theil der in Minsk und Dumbrowna zurückgelassenen Maroden wieder zu. Auch traf am 10. October das in Pillau zurückgelassene Bataillon wieder bei seiner Brigade ein. Die Cavallerie, sowie die reisende Artillerie und der Train bezogen Cantonnements in etwa sechsständiger Entfernung von Smolensk, wo sich noch Mittel zur Subsistenz für Mannschaft und Pferde finden ließen. Die Verpflegung der Infanterie dagegen war mit mehr Schwierigkeit verbunden, weil die Magazine nur unzureichende Vorräthe zu leisten vermochten. Statt Brod oder Zwieback theilte man den Regimentern verschimmeltes Mehl zu und überließ ihnen die Sorge, es ohne alle Hilfsmittel zu Brod zu backen. Zudem konnten öfters nicht einmal halbe Rationen dieses elenden Nahrungsmittels abgegeben werden. Fouragierungs-Detachements brachten zuweilen einige Lebensmittel herbei, wodurch die Mannschaft einen zwar geringen, aber bey den schlechten Portionen sehr wohlthätigen Zusatz erhielt."

Inzwischen war die Lage der großen Armee kritisch geworden. Der Gegner entzog sich der Entscheidung in die endlosen Tiefen seines Reiches. Moskau, das erhoffte Winterquartier, lag in Schutt und Asche, der Verpflegungsnachschub versagte und zu allem stand das drohende Gepeit des russischen Winters am Himmel. Der Feldzug war verloren, Napoleon mußte sich zum Rückzug entschließen. Nun stieß auch die russische Armee Graf Wittgenstein von der Flanke her umfassend gegen die Stappenlinien vor. Das schon stark geschwächte 2. und 6. französische Corps, Dudinot und Souvion St. Cyr, konnte diesem Druck allein nicht standhalten, und Marschall Victor schob zu ihrer Unterstützung die 26. Division am 15. October nach Babinowicz vor. Wittgenstein erzwang in der Zwischenzeit den Dünauübergang, und die beiden französischen Corps wurden getrennt. Die 26. Division wurde daher am 23. nach Witepsk beordert, um das 2. Corps aufzunehmen. Sie ging bis an die Ula vor, der Rest folgte, doch so zögernd, daß die Vereinigung mit dem 2. Corps, das nach der Verwundung seines Führers dem Marschall unterstellt worden war, am 31. noch nicht erfolgt war.

Das 2. Corps sah sich daher am 31. bei Czajniki dem weit überlegenen Feinde allein gegenüber, der sich indeffen auf ein lebhaftes Artilleriefener beschränkte. Am Vormittag erreichte jedoch die 26. Division nach beschwerlichem Nachtmarsch das Gefechtsfeld, wurde aber erst gegen Mittag eingesetzt. Hier kamen die badischen Truppen zum ersten Mal ins Gefecht. Da das Ausbleiben der übrigen Divisionen eine energische Aktion unmöglich machte, schob man sich nur ohne viel Erfolg mit dem Gegner herum. „Mit der einfallenden Dunkelheit hörte endlich das erfolglose Geschütz- und Tirailleurfeuer auf, und beyde Theile bivouaquierten in ihren Positionen.“ In der Nacht fanden sich die Cavallerie und eine Infanteriedivision nach langem Irromarsch heran. Trod dem befahl der Marschall gegen Morgen den Rückzug auf Senno. „Während dieses Rückzuges verloren die Divisionen ziemlich viele Leute, welche auf den Nachtmärschen vom 30. und 31. liegen geblieben waren und nun in die Hände der feindlichen Vortruppen fielen. Bey Senno blieben die Corps zwar einige Tage ruhig stehen, hatten aber Mangel an Lebensmitteln und Material für die Bivouaques, wodurch sich bey der zunehmenden Strenge der Jahreszeit und dem ungewohnten Klima die Zahl der Kranken täglich vermehrte. Wer jetzt krank wurde, war als verloren anzusehen, weil keine Spitäler mehr etabliert werden konnten."

Am 5. November fühlte ein russisches Kavalleriedetachement über die Uabriden bei Krasnoifura vor, wurde aber von den badischen Husaren mit Verlusten zurückgetrieben. Drei Tage später wiederholte der Gegner seinen Versuch mit dem gleichen negativen Erfolg. „Bis zum 11. blieb die Stellung unverändert. An diesem Tage zog der Marschall sein ganzes Corps bey Lucolm zusammen, um bey Annäherung der Großen Armee jene des Grafen Wittgenstein durch eine offensive Bewegung an der Ula festzuhalten. Am 12. setzte er durch einen Flankenmarsch längst der Front der feindlichen Vorposten das Corps auf die Straße nach Senno — Czajniki. Die Cavallerie-Brigade des Obersten

v. La Roche hatte die Avantgarde und traf bey Truchanowicz auf feindliche Cavallerie, woben das badische Husarenregiment seinen Commandeur, Oberst von Canxin, verlor. Die Artilleriegarde hatte am folgenden Morgen zum ersten Male einige erfrorene Leute, und von diesem Tage an verging keine Nacht, ohne daß nicht einige Soldaten durch die Kälte ihren Tod fanden."

Am 14. November stieß das Corps bei Czajniki wieder auf die Armee Wittgenstein, die in den gleichen Stellungen wie am 31. 10. stand. Wieder kam es nur zu Schiebereien, die indeffen eine ganze Zahl Leute kosteten. Am 15. erfolgte ganz unerwartet der Rückzugsbefehl aus dem kaiserlichen Hauptquartier Smolensk. „In aller Gemächlichkeit wurden die Divisionen in Marsch gesetzt, im Angesicht des Feindes und ohne von ihm im geringsten beunruhigt zu werden. Die so mangelhafte Administration hatte schon seit mehreren Tagen keine Anstheilung von Lebensmitteln mehr zugelassen und führte nun zu Unordnungen, welche in wenigen Tagen den Untergang des Armee Corps hätten zur Folge haben müssen, wenn sie der Feind benützt hätte. Denn jeden Tag befanden sich die Divisionen mehrere Stunden ganz außer Vertheidigungszustand. Denn kaum waren nach dem Eintreffen auf den Lagerplätzen die Wachen ausgestellt, als sich schon die Mannschaften nach allen Richtungen zerstreute, um die Bedürfnisse für den Wagen herbei zu schaffen. Oft irrten sie lange umher, ehe sie nur die Drie fanden, welche das Nothdürftigste enthielten, und weit mußten sie meist gehen, um nicht mit leeren Händen zurückzukehren. In dieser Zeit waren im Lager kaum einige Leute außer den Waffen und Gepäc anzutreffen, und alles war von einem Ueberfall zu befürchten, welches, von ein paar hundert Mann der so zahlreichen leichten Cavallerie des Feindes ausgeführt, hinreichend gewesen wäre, in wenigen Minuten die Waffen ganzer Divisionen zu zerstören. Den glücklichen Erfolg einer solchen Thätigkeit verbürgten die täglichen Vorfälle bey der Großen Armee."

Später ging man auch in der Nähe des Gegners dazu über, Ortsunterkünfte zu beziehen. „Dieses und die Anstheilung einiger Lebensmittel hatte die wohlthätige Folge, daß die Truppen bejammert gehalten wurden und sich etwas erholen konnten. Da inzwischen die Tete der Großen Armee auf der Höhe des 9. Corps angekommen war und sich der Verejina näherte, war der Zweck von dessen Aufstellung an der Ula erreicht, und am 22. trat das Corps seinen Rückzug auf Cholopowicz an." Am 24. wurde die Nachhut bei Batury vom Gegner heftig angefaßt. Dabei kam sie beim Durchschreiten einer waldigen Enge in eine recht mißliche Lage. „Der Feind machte einen nachdrücklichen Angriff auf den rechten Flügel, wodurch er diesen in den Wald hinein und auf die hinter ihm wegmarschierenden Truppen des linken Flügels warf. Er würde sich in den Besitz des Deflees gesetzt und der im Gefecht begriffenen Infanterie den Rückzug unmöglich gemacht haben, wenn nicht Graf Wilhelm sich ihm mit einem der hinter dem rechten Flügel aufgestellten Echelons, dem 3. Regiment, entgegen geworfen hätte und die Fortschritte der Attaque gelähmt hätte. Es wurde hierdurch Zeit gewonnen, die geworfenen Truppen zu sammeln und durch das Defilee zurückzuführen."

„Gegen zwei Uhr mittags erreichte man am 25. die Straße von Smolensk in der Nähe von Loszniza, wo das Corps Bivouaque bezog. Schon in einer Entfernung von mehreren Stunden von der Straße bestätigten die Längs derselben in Brand gesteckten Dörfer die Anwesenheit der Großen Armee, über deren Rückzug und Verfassung bisher im neunten Corps nur ein unbestimmtes dunkles Gerücht sich hin und wieder hatte vernehmen lassen. Niemand ahnte jedoch ihren wahren Zustand, und der Eindruck, welcher derselbe beim Zusammentreffen auf die Truppe machte, war niederstimmernd. Bei der Vereinigung mochte das 9. Corps etwa auf ein Drittel seiner anfänglichen Stärke herabgekommen seyn. Gleich bey dem Eintreffen bey Loszniza wurde dem Armee Corps der Befehl erteilt, sich für den folgenden Tag zu einer Reue vor dem Kaiser bereit zu halten. Da hierzu noch die Hälfte des Tages frey blieb, so waren die Truppen im Stande, am folgenden Morgen in einer für die damalige Zeit vortheilhaften Haltung zu erscheinen, wodurch sie zu einem auffallenden Contrast mit den Trümmern der Großen Armee Veranlassung gaben."

„Am folgenden Tage traf die Brigade ein Couvoi von 41 Wagen, welches schon zu Anfang Juni aus Carlruhe abgegangen war und ein beträchtliche Menge Schuhe, Zwieback und Suppengries enthielt. Dieses letztere Nahrungsmittel bestand aus einer mit gesalzenen und geräuchernden Fleischtheilen vermischten Grise. Eine Handvoll mit Schnee in einem Casserol aus Feuer gesetzt, gab in wenigen Minuten eine wahrhaft erquickende Speise, wie sie damals bey der Armee wohl nur noch bey den badischen Truppen zu finden war. Diese wichtige Zufuhr war in dem Augenblick ihres Eintreffens von ganz unschätzbarem Werth. Sie verjagte die Truppe zu einer Zeit, in welcher die ganze Armee den peinlichsten Mangel litt, mit gesunden und leicht fortzubringenden Nahrungsmitteln und guter Beschuhung. Die Anstheilung wurde theils gleich auf der Straße, theils in der folgenden Nacht vorgenommen. Die abgelackerten Wagen wurden verbrannt und die Bespannung der Artillerie und Bagage zugetheilt."

Am Mittag des 27. November erreichte das Corps die Verejina und ging zur Deckung des Ueberganges bei Wejelowo in Stellung. Der Kaiser schickte die Badener jedoch über den Fluß,

sie konnten das andere Ufer aber erst am Abend erreichen. „Am 28. morgens erhielt die Brigade den Befehl, wieder auf das linke Ufer zurückzugehen, zur Aufnahme der Division Parthonneaux, welche die Arrieregarde gehabt hatte. Die Ausführung war bey dem furchtbaren Gedränge, dem man sich entgegen arbeiten mußte, unendlich schwierig. Dem ungeachtet hatte die Brigade bey Tagesanbruch mit Ausnahme ihres Geschützes ihre Stellung eingenommen. Gegen 10 Uhr sprengte unerwartet ein Schwarm Cosacken heran. Fast zugleich kam ein Officier mit der Nachricht, daß die Division Parthonneaux nebst der Cavallerie in der Nacht zwischen die feindlichen Corps geraten und zu capitulieren genötigt worden sey. Damit hatte die Aufstellung des Corps auf dem linken Ufer ihren Hauptzweck verfehlt, und seine Ueberreste waren selber der Vernichtung ausgesetzt. Das Geschütz mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen angenommen werden. Die Verbindung mit dem rechten Ufer war ganz unterbrochen, die zum Herbeischaffen von Munition und dem Wegtragen der Verwundeten abgeschickte Mannschaft geriet in das furchtbare Gedränge an und auf den Brücken, in welchem sie sich verlor oder zu Grunde ging. Die badische Brigade stand rechts an den Fluß gelehnt und wurde von einer Zwölfpfünder Batterie unterstützt. Links hielt sie die äußersten Häuser von Weselowo, wo sich die bergischen Truppen anschlossen. Die Division Girard, Pohlen und Sachsen, bildete den linken Flügel. Die Cavallerie, jetzt nur noch aus dem badischen und heftischen Regiment bestehend, hielt hinter diesem Flügel. Das Corps zählte nicht mehr wie 5000 Mann, die badische Brigade noch 2240.“

„Die feindlichen Corps hatten indessen die gegenüberliegenden Höhen besetzt und ein lebhaftes Artilleriefener eröffnet. Nach hartnäckigem Kampfe gelang es ihnen auch, die äußersten Bataillone des rechten Flügels zurückzudrängen. Graf Wilhelm

ließ mit dem Bajonett angreifen, und die feindlichen Truppen wurden zurück geworfen. Auf dem linken Flügel hatte das feindliche Geschützfeuer indessen schon viele Lücken gerissen, und seine Batterien umfaßten immer mehr diesen Theil der Stellung. Der Marschall befahl der bergischen Brigade den Angriff auf die gegenüber liegenden Höhen. In zwei Colonnen rückte sie vor. Das badische Husarenregiment folgte zu ihrer Unterstützung. Der Angriff mißlang, bey dem Rückzug verlor die Brigade noch viele Leute.“ Nun ging der Gegner zum Angriff vor, da ließ der Marschall die beiden Kavallerieregimenter einhauen. „Ihre Attaque brach den Ansturm, der Feind flutete zurück und ließ noch über 500 Gefangene in der Hand der Reiter. Indessen sprengten einige Züge feindlicher Curassiere herbei. Oberst v. La Roche warf sich auch diesen entgegen, wurde aber verwundet und gefangen, doch gelang es einem Wachtmeister, ihn wieder zu befreien. Das Regiment aber wurde fast gänzlich aufgerieben. Von mehr als 200 Pferden gingen nach Beendigung des Treffens nur mehr gegen 50 über die Berzina zurück. Dem Feind gelang es nicht mehr, auf irgend einem Punkt vorzudringen. Wohl aber fügte er durch das gut unterhaltene Feuer seine Artillerie und Tirailleurs dem geschwächten Armée Corps noch empfindlich Verluste zu. Fast keine Kugel seines concentrischen Feuers konnte in der vor den Brücken angehäuften Masse von Menschen, Pferden und Wagen ohne Wirkung niederfallen, wenn sie auch bey den kämpfenden Truppen nicht getroffen hatte. Die Verwirrung und das Gedränge der Fuhrwerke, welche durch Kugeln ihrer Bespannung beraubt oder zertrümmert den Weg sperrten, vermehrte sich dadurch so sehr, daß es unmöglich war, die auf dem rechten Ufer zurückgebliebene badische Artillerie über die Brücke ins Gefecht zu bringen.“

Henne Rath-Kaiser / Einsamkeit / Skizze

Hana stand vor der Nachbildung des Thomashen Bildes „Einsamkeit“ und sah mit heißen, von verbrannten Tränen schmerzenden Augen auf die Zeichnung des nackten Mannes, der, in sich gebogen und ganz gekrümmt, gleichsam in dem eigenen Sein Schutz und Zuflucht suchen mußte in grenzenlosem Grauen vor der Verlassenheit, die ihn umschloß. Und obgleich sie, den schmalen Kopf ein wenig zu steil auf den schlanken Hals gesetzt, jung, schön, anmutig gekleidet in der warmen und von vielen Zeichen freundschaftlicher Verbundenheit mit Welt und Menschen erfüllten Eleganz ihres Wohnzimmers stand, als augenscheinlicher wahrer Gegenpol der Tragödie jenes Bildes, glühte doch jeder Nerv in ihr in qualvollem Wissen: „Das dort bist Du!“ Und wie ein Felsblock tiefer und tiefer in der Wasserflut versinkt, so drang das Bewußtsein vollkommener seelischer Einsamkeit immer tiefer und schmerzender in ihr empfindsames Gemüt. Sie ließ den Blick um sich gehen und verzog bitter die Lippen. „Hüllen, nichts als Hüllen!“ Sie wandte das graue Auge zum Schreibtisch zurück, auf dem, fast genau unter dem Bilde der Einsamkeit das Porträt eines Mannes stand und ihr Gesicht wurde steinern in Hohn und bösem Trost. „Liebe . . . lebte, lügnereischste Hülle“, dachte sie, „darunter . . . immer und unabwendbar . . . Einsamkeit!“

„Da glaubt man sich in wohlthuendem Einklang harmonisch an das geliebte zweite Leben angeschlossen, in guttätigem Mitfühlen und Verstehen wohl geborgen. Die Ekstasen der Liebe berauschen mit der Vorspiegelung machtvoller, schöpferischer Einheit, unzerstörbarer Geschlossenheit. Doppelte Lebensstrende flammten golden aus der Zweifamkeit, selig jauchzt man das Du als Höhnung des Ich . . . Da genügt der winzige Antos eines Alltagsrögers und die fugenlose Einheit zerfällt als wesentliche Fata Morgana. Da gähnen dir aus eifigen Augen Abgründe der Feindschaft entgegen, das geliebte Gesicht verzerrt sich zu einer Frage der Abneigung, da sprudeln die Lippen, die sich tausendmal in verzehrender Sehnsucht geküßt, die Liebeschwüre ohne Zahl gestammelt, bitterste Worte der Kränkung. Das heilige Du ist plötzlich feindseligster Gegner. Fremd ist es meinem Ich, fremder als fremd um des furchtbaren Geheimnisses der plötzlichen Umkehrung willen . . . Wahn, Gaukelspiel, Lüge ist alle Liebe, alle Verbundenheit, und weil ich das erkenne, stell ich meinen Willen jetzt auf die Einsamkeit, auf fühle Klarheit und Wahrheit ohne die heuchlerische Wärme und die falsche Süße eines reulosen Gefühls.“

Sie hob den Blick kalt und scharf vom Gesicht des Mannes zu dem Bild an der Wand empor, wollte aus erhärtetem Herzen das Gelöbniß der Einsamkeit sprechen . . . da stockten plötzlich die Gedanken und alle Gefühle wandten sich in völliger Umkehr.

Ein anderes Bild sah von der Wand hernieder. Nicht mehr die Einsamkeit des menschlichen Ich drängte sich beherrschend in den Vordergrund, jetzt versank der Mensch zu einem kläglichem Nichts, zu einem hilflosen, armseligen Geschöpf verloren und preisgegeben der grenzenlosen, grausamen und zermalmenden Leere und Härte des Schicksals; die stumme und stumpfe Reglosigkeit des Meeres, die Unfruchtbarkeit und Todesstille der starrenden Felsenklüften waren nur dessen furchtbare Symbole.

Jäh kam eine große Angst über Hana, ein heftiges Andringen der Erkenntnis von der drohenden Undurchdringlichkeit und Gnadenlosigkeit unserer Zeit. Ein Instinkt des Flüchtlens, des Schutzsuchens riß den Namen ihres Vaters aus ihrer Seele los; jetzt empfand sie plötzlich wieder sein Dasein als starke, nahe, rettende Wirklichkeit, die Schicksalsverbundenheit mit ihm stand als unumstößliche und zugleich befreiende, beglückende Tatsache vor ihrem geängstigten Gemüt.

Was bedeuteten ihre kleinen Uneinigkeiten, die Zänkereien eines nervösen Augenblicks gegenüber der großen Gefahr, unserer katastrophenschwangeren Zeit? War es nicht so sehr verzeihlich, so leicht verständlich, wenn dem zermürbten, im Kampf ums Brot erschöpften, von unzähligen Wirklichkeits- wie Seelenbedrängnissen verzehrten Mann die Hände zitterten, daß aus der randvollen Schale seiner Bitterkeit auch in ihr Herz ein Tropfen ähnd fiel? Durfte sie da, aufbrausend und unverzeihlich, den Schmerz gegen ihn werfen wie ein Schwert? War es nicht vielmehr an ihr, der Lebensgeschützteren, der Unversehrteren, den Schmerz der Kränkung liebend zu unterdrücken und nur die Not zu spüren aus der das verletzende Wort gefallen war, wie eine kranke Frucht? Nicht Zorn, Mitleid mußte ihr Herz ausscheiden; nicht gegen, sondern eng und klammernd an der Seite des Mannes mußte sie stehen, zum Letzten verbunden im Widerstand gegen die große Lebensverlassenheit.

Die Türe des Zimmers öffnete sich, der Mann, dessen Abbild den Schreibtisch zierte, trat ein. Mit einem guten Lächeln ging Hana ihm entgegen und legte den Kopf lieblosend an seine Brust. In den müden Augen des Mannes strahlte es auf, seine Gestalt straffte sich, das Du und das Ich floß rauschend zusammen zum kraftvollen fruchtbaren Wir.

Heinz Zweifel-Brown / Nacht im Park

Hier bringt kein Laut her aus der nahen Stadt
zu diesen windbewegten alten Eichen.
Ein später Schein des Regentages hat
die Wipfel angelockt, die langsam bleichen.

Die Rasen schimmern feucht im schmalen Mond,
durch jagendes Gewölk erzittern Sterne,
ein erster Eulenruf, schon nachbetont,
verliert sich dumpf in angstverhüllter Ferne.

Und leise knirscht der Sand von unsern Schritten,
der Sommer ging; es nebelt schon im Grund.
Unmerklich sind die Stunden uns entglitten. —
Die Nacht hielt still vor deinem roten Mund.